



Ich und mein Boppard

**Ein er- und gelebtes Stück
Bethesda St. Martin**

**Die Geschichte der Marion D.,
aufgezeichnet von Georg-F. Greifenhagen**

Stiftung
Bethesda-
St. Martin



Impressum

Herausgeber

Stiftung Bethesda –St. Martin, Mainzer Str. 8, 56154 Boppard

Bearbeitung

Marianne Schäfer, Agnes Sauer, Andreas Kupp, Peter Bräuer

Idee Cover-Foto: Manuela Beicht

Gesamtredaktion

Stiftung Bethesda –St. Martin, Stabsstelle Kommunikation

Druck/Auflage

Selters-Druck, 500 Exemplare

Anmerkung der Redaktion

Die Persönlichkeitsrechte der Autorin und weiterer Personen im Bericht sollen geschützt werden. Aus diesem Grund werden ihre Namen nicht genannt.

Vorwort

Die Öffentlichkeit befasst sich aktuell verstärkt mit der Heimerziehung in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren. Die Bundesregierung hat zu dem Thema unter der Leitung der ehemaligen Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Antje Vollmer einen sogenannten „runden Tisch“ einberufen, der im Dezember 2010 seinen Abschlußbericht vorgelegt hat.

Im Rahmen der Diskussion werden Missstände in den Heimen der damaligen Zeit offengelegt. Aus heutiger Sicht muss man zu der Erkenntnis gelangen, dass den Kindern und Jugendlichen in den damaligen Heimen der Kinder- und Jugendhilfe schweres Leid und Unrecht zugefügt wurde. Repressive und zum Teil auch gewaltvolle Erziehungsmethoden herrschten vor, der Umgang mit den Kindern und Jugendlichen muss als demütigend und entwürdigend bezeichnet werden.

Die Stiftung Bethesda – St. Martin war bis in die 1980er Jahre Träger einer Jugendhilfeeinrichtung für, wie es damals hieß „schwer erziehbare Mädchen“.

Im Sommer 2009 kam mehr zufällig ein Kontakt zu Frau D. zustande, die in der Zeit vom 21.08.1971 bis 06.08.1972 hier in dem Mädchenwohnheim der Stiftung Bethesda – St. Martin insgesamt 12 Monate ihrer Kindheit und Jugend verbringen musste. Sie war in das Heim eingewiesen worden und hier geschlossen untergebracht. Ursächlich für die Einweisung war eine Trennung der Eltern, in deren Folge sich der Vater mit der Betreuung der Tochter bei gleichzeitiger Berufstätigkeit überfordert sah.

Frau D. hatte nach vielen Jahren erstmals den Mut gefunden, hierhin zu kommen und, wie sie uns später erzählte, „mit klopfendem Herzen“ das Gelände und das Gebäude betreten, in dem ihr so viel Leid widerfahren war. In mehreren Gesprächen schilderte sie uns eindrucklich und mit großer **Authentizität** ihre Erlebnisse in dem damaligen Mädchenheim. Sie berichtete von bedrückenden Zuständen im Heim, in dem das Leben der „Zöglinge“ geprägt wurde von Willkür und unnachsichtiger Strenge. Das Heim bildete – nicht nur wegen seiner verschlossenen Türen – ein geschlossenes

System, aus dem es kein Entrinnen gab. Ein rigider und liebloser Umgang war an der Tagesordnung. Einmal in das Heim eingewiesen, mussten sich die Mädchen den Vorstellungen des Personals von Zucht und Ordnung fügen. Übertretungen der Regeln wurden mit drastischen Strafen geahndet. Obwohl das Geschehen im Heim keiner erkennbaren Kontrolle unterlag, gewinnt man den Eindruck, dass es sich im Einvernehmen mit allen öffentlichen Institutionen vollzog. Ganz offensichtlich stand es im Einklang mit dem damals bestehenden Jugendwohlfahrtsgesetz. Es stand aber auch im Einklang mit Erziehungsidealen der Diakonie und der evangelischen Kirche.

Ein christlicher Erziehungsgedanke mit dem Anspruch, das seelische Wohlbefinden der Mädchen zu fördern, lässt sich aus heutiger Sicht nicht finden. Es ging um Anpassung und Wohlverhalten. Als diakonischer Träger übernahm man kritik- und widerstandslos den öffentlichen Auftrag, zugewiesene, aber doch auch anvertraute Mädchen zu disziplinieren. Vergeblich wartet man auf Frau D.s Feststellung, dass einer der Verantwortlichen für die Interessen der Mädchen eingetreten wäre. Es fand sich niemand, kein Pfarrer und kein Arzt. Es fand sich sogar niemand, der den Mädchen zuhören wollte.

All das vollzog sich in den Mauern des Klostergebäudes, also in einer kirchlichen Jugendhilfeeinrichtung in diakonisch-evangelischer Trägerschaft, der Stiftung Bethesda – St. Martin.

Bedrückend wirkt in der Schilderung nicht allein das freudlose Leben der Kinder und Jugendlichen im Heim. Bedrückend wirkt auch die Schilderung des beruflichen Alltags der „Erzieherinnen“, die zwar die Lebensumstände der Mädchen mit verursachten, aber sie doch gleichzeitig mit ihnen teilen mussten. Die „Erzieherinnen“ lebten mit den Mädchen im Heim. Sie waren – wie diese – immer dort anwesend, oft ohne familiäre Bindungen, ohne oder mit geringer Ausbildung und auch ohne Anleitung.

Dieses permanent überlastete und überforderte Personal kann alleine für die Missstände nicht verantwortlich gemacht werden, obgleich sich auch niemand seiner Verantwortung

mit dem Verweis auf die Bedingungen in der damaligen Zeit entziehen kann. Die „Erzieherinnen“ sind schuldig geworden an den Mädchen, wenngleich sie versucht haben, unter den damals üblichen und zugestandenen Rahmenbedingungen ihre Aufgabe zu erfüllen.

Es waren Rahmenbedingungen, die den Einzelnen überfordern mussten und die das Ausleben von Willkür und Schikane nicht ahndeten, sondern als Erziehungsmethoden verbrämen.

Der ungnädige Umgang mit den Mädchen galt als wesentlicher Bestandteil einer christlich geprägten Erziehungsarbeit. Und dies ist aus heutiger Sicht unfassbar. Christliche Überzeugungen von Würde und Freiheit eines jeden Einzelnen wurden im Heim außer Kraft gesetzt.

Frau D. schildert ein Leben unter diesen Bedingungen. Man erkennt in dem Bericht ihren berechtigten Zorn. Berührt hat uns in den Gesprächen mit ihr die offene Bereitschaft, das Erlebte zu erzählen. Eine Befreiung wurde spürbar, über das erlittene Unrecht am Ort des Geschehens berichten zu können. Und wir hier haben mit großer Dankbarkeit die Schilderung einer Zeitzeugin entgegen genommen, die sich auch an die wenigen positiven Erlebnisse erinnert und am Schluss von sich sagt, sie habe Bethesda verlassen als „beschädigtes, von dieser Welt verlassenes kleines Mädchen“.

Die Schilderung bezieht sich auf die jüngste Vergangenheit der Stiftung Bethesda – St. Martin, die heute wieder – im öffentlichen Auftrag und auch unter dem Dach der evangelischen Kirche - die Aufgabe wahrnimmt, Menschen mit abweichendem oder störendem Verhalten zu „sozialisieren“.

Wie diese Aufgabe erfüllt wird, unterliegt Gesetzen und Vorschriften. Es gelten fachliche Standards. Aber das Miteinander wird natürlich auch heute bestimmt von den handelnden Personen, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den Verantwortlichen.

Die Rahmenbedingungen heute sind ungleich besser. Die gesetzlichen Vorgaben weisen in eine andere Richtung. Gleichberechtigung, Mitbestimmungsmöglichkeiten, Beschwerde-Management, Transparenz und Kontrolle von außen prägen die Arbeit. Die Pädagogik setzt auf die indi-

viduelle Freiheit und weiß um die Entwicklungsmöglichkeiten des Einzelnen unter guten Rahmenbedingungen.

Und doch muss der Bericht Mahnung sein für jede Mitarbeiterin, jeden Mitarbeiter und die Verantwortlichen. Es reicht nicht aus, sein Handeln mit der bestehenden Gesetzeslage, den Leitlinien der Diakonie oder den aktuell geltenden Standards einer zeitgemäßen Betreuung, Behandlung und Pflege zu begründen. Man trägt Verantwortung als Mensch und Christ mit Gewissen und Verstand.

Frau D. gilt ein herzlicher Dank dafür, dass sie ihre Erlebnisse in schriftlicher Form zusammengefasst hat. Der Bericht ist ein wichtiger Beitrag in der Auseinandersetzung mit der nicht unproblematischen Vergangenheit der Stiftung Bethesda – St. Martin.

Der Bericht wurde von ihr selbständig und nur unter Mithilfe von Herrn Georg F. Greifenhagen verfasst. Wir danken ihr sehr herzlich für die Erlaubnis, ihre Erlebnisse veröffentlichen zu dürfen.

Frau Agnes Sauer und Frau Marianne Schäfer haben den Entstehungsprozess über den ganzen Zeitraum begleitet und auch die Idee der Veröffentlichung in der vorliegenden Form mit entwickelt. Ihnen gilt hierfür ebenfalls ein herzlicher Dank.

Die Lektüre und die Diskussion hierüber wird die jetzige Arbeit der Stiftung Bethesda – St. Martin bereichern.

Boppard, im Dezember 2010

Werner Bleidt
Geschäftsführer

Nach sechsunddreißig Jahren stehe ich vor den Toren von Bethesda - St. Martin. Ein flaues Gefühl beschleicht mich, und langsam werden Bilder wach, die ich vor langer Zeit ad acta gelegt habe.

Mit der Erziehung und ihren Träumen überfordert

Die Gründe warum ich hier landete, spielen schon lange keine Rolle mehr. Nur so viel: In den sechziger Jahren war die Situation, in der sich manche Eltern befunden haben schwierig. Oftmals waren sie mit ihren Kindern ,Träumen und Wünschen überfordert. Die Zeit lag wie Blei über Deutschland und das Vergessen war noch nicht volljährig.

Die Erinnerungen an das, was war, waren noch zu frisch, als das sie einen Neuanfang zugelassen hätten.

Auf jeden Fall war die Ehe meiner Eltern fertig, noch bevor mein eigentliches Leben angefangen hatte. Nach der Scheidung bekam mein Vater das Sorgerecht zugesprochen. Um seine Arbeit und somit ein erkleckliches Fortbestehen meiner Familie zu gewährleisten, begann man mich herumzureichen. Zunächst kam ich zu meiner Tante nach Berlin, bei der ich drei Jahre lebte. Auch sie war mit mir und ihren Kindern überfordert. Ein kurzes Telefonat mit meinem Vater ergab, das ich bei ihr nicht bleiben konnte.

Eine letzte kurze Urlaubsreise sollte die Trennung einfacher machen. Dies tat es auch, allerdings unter der Prämisse, dass ich im Grunde froh war, von meiner Tante zu meinem Vater zurückkehren zu können. Es war aber keine Rückkehr wie ich sie mir vorgestellt hatte.

Um alles betrogen, woran ich glaubte

Nur eine kleine Pause, bevor ich in ein Heim der freiwilligen Erziehungshilfe in Bad Bramstedt kam. Um alles betrogen, woran ich glauben wollte und auch die Fremdheit im menschlichen Miteinander führten dazu, das ich ständig aus dem Heim weglief. Dies wiederum rief das Jugendamt auf den Plan. Es attestierte mir eine unverbesserliche Renitenz, sprich Nichterziehbarkeit.

Es folgte die Einweisung in eine geschlossene Erziehungs-

einrichtung. Man schob mich wieder zu meinem Vater ab. Der wiederum durfte mich in ein geschlossenes Heim bringen. So kam ich nach Boppard zu Bethesda St. Martin.

Nicht der Mantelverschenker

6

Es war ein anderer St. Martin als der Mantelverschenker, den ich aus Geschichten kannte. Güte fand nicht in Bethesda statt, wie mir bald klar werden würde.

Nun sehe ich mich neben meinem Vaters vor dem schweren Eingangstor stehen. Zögernd betätigte er die Türglocke. Nach dem Summen, das zum Eintritt aufforderte, traten wir aus der Helligkeit des Nachmittags in das Halbdunkel des Hauses. Weder meinem Vater noch mir war wohl in unserer Haut. Das Einzige was ich wusste und fühlte, war die Tatsache, dass sich mit diesem Tag etwas in meinem Leben unwiederbringlich veränderte.

Hinter einer Trennscheibe rechts der Eingangstür saß eine verhärmte ältliche Frau, deren einziges Zugeständnis an die „neuen Zeiten“ ihre Juliette-Greco-Frisur (eine franz. Chansonette) war. Sie nahm uns in Empfang. Man ließ uns im Besucherzimmer gegenüber der Pförtnerloge warten, bis die Heimleiterin, Frau G., erschien. Eine imposante Erscheinung, die mir augenblicklich das Gefühl von Angst vermittelte. Sie schien mir so grau zu sein, wie das Gemäuer, in dem wir uns befanden. Nach der formlosen Begrüßung wurden wir herumgeführt. Dabei hatte ich den Eindruck, das Frau G. meinem Vater alles ausführlich erklärte, mich aber ignorierte.

... Noch immer schlaflos ...

Für mich war nur das Hausregelwerk gedacht, meine Pflichten, denn Rechte hatte ich ja keine. Ich war lediglich das Objekt, das es zu disziplinieren galt. Die notwendigen Formalitäten waren schnell geklärt und mein Vater mit den Worten: „Auf Wiedersehen Herr D., wir hören voneinander.“ aus dem Haus komplimentiert. Mein Aufenthalt in Bethesda-St. Martin begann und damit eine Eindrücklichkeit, die mich bis heute nicht losgelassen hat und noch immer für Schlaflosigkeit sorgt. Unmittelbar nach dem Abschied von meinem Vater, wurde ich ins Heim „integriert“. Das bedeutete:

Alle privaten Dinge, die ich bei mir trug sowie meine Kleidung wurden eingezogen und gegen Heimkleidung und Heimb Besitz eingetauscht. Ich wurde meiner Erzieherin Fräulein F. vorgestellt, die mich wiederum ihrem Dackel - ihrem ständigen Begleiter - vorstellte. Sie war nicht so imposant wie Frau G., aber von einer Haltung, die Widerspruch nicht duldete.

Das Auffälligste an ihr war ihr rauchgeschwängelter Atem und ihre gelben Nikotinfinger, mit denen sie mir meine Kleidung übergab. Ein Kleid aus Flickwerk und traumhaftem Polyester. Mir wurde aber nahegelegt, mit diesem Fetzen sorgsam und pfleglich umzugehen. Als ob noch drei Generationen nach mir damit eingekleidet werden sollten.

Braucht es einen Himmel...? Ähnlichkeit mit einem heutigen Jugendknast

Danach zeigte sie mir „mein“ Zimmer, das ich mit vier weiteren Leidensgenossinnen teilen sollte. Es war klein und muffig und anstatt eines Fensters nach außen gab es ein Oberlicht. Hinter dessen Milchglasscheibe schien der Himmel zu verschwinden.

Aber braucht es einen Himmel, wenn einen der Nachttopf unter einem maroden Eisenbettgestell aus längst vergangenen Tagen anlacht? Ein Gang auf die Toilette oder gar in ein anderes Zimmer war unmöglich, weil alle Zimmer ab 21.00 Uhr - die Zeit der Nachtruhe - abgeschlossen wurden. Die Ähnlichkeit mit einem heutigen Jugendknast war frappierend, nur damals wusste das niemand von uns. Außerdem gab es auf meiner Station, so wurden die Gruppen genannt, einen Tagesraum, eine kleine Küche und das Zimmer von Fräulein F. und ihrem Dackel. In ihrem Zimmer befand sich auch der Fernseher. Daneben Räume für weitere sechzehn bis zwanzig Mädchen.

Geballter Schmerz

Das war nun mein Zuhause!!! Eigentlich wäre ich über ein persönliches Wort froh gewesen, aber da war nichts, rein gar nichts. Ich war eine Fremde ohne Persönlichkeit und das sollte

sich auch während meines gesamten Aufenthaltes nicht ändern. Das war eine verlässliche Konstante. Außer meiner Station gab es noch drei weitere. Mit ihnen stand man innerhalb des Hauses in keinem Kontakt, sah man von der viertelstündigen Frühstückspause im Hof ab.

Für den nächsten Tag wurde mir eine gynäkologische Untersuchung in Aussicht gestellt. Das Untersuchungsinteresse beschränkte sich im Wesentlichen darauf, ob ich an irgendwelchen Geschlechtskrankheiten litt. Dass dabei die Unversehrtheit meines Hymens gleich mit untersucht wurde, sagte man mir nicht. Aber in Anbetracht der Tatsache, dass wir ja alle „böse Mädchen“ waren, wundert mich das im Nachhinein auch gar nicht.

Die Ärztin war nicht das, was man sich unter einer Ärztin vorstellte, eher Schlachthofmitarbeiterin. Ich nannte sie immer einen Nazi, weil sie kalt wie ein Fisch und roh wie ein unbearbeitetes Stück Holz war. Sie vermied es, mich anzufassen, und wenn sie es dann doch tat, kam ich mir vor wie ein totes Stück Fleisch. Keine Spur von Sensibilität, sondern geballter Schmerz durchfuhr mich während der Untersuchung. Keine Körperöffnung, die nicht von ihren metallenen Instrumenten traktiert wurde. Die Ergebnisse - oder das was man dafür hielt - wurden fein säuberlich in ein Heft eingetragen. Das sollte so etwas wie mein Gesundheitspass sein.

Disziplin und „Berufliche Orientierung“

Mein Aufenthalt in Bethesda sollte neben der Disziplinierung auch der beruflichen Orientierung dienen. Mir wurden die verschiedensten Bereiche vorgestellt. Diese hatte ich zu durchlaufen. Die Orientierung war allerdings eine ziemlich einseitige Angelegenheit, da sie sich lediglich auf Hauswirtschaft und Schneiderei beschränkte und etwa ein Jahr dauerte.

Es gab zwei Schneidereien: Die Eine zum Erlernen von Grundfertigkeiten des Schneiderhandwerks; die Andere für die Anwendung des Erlernenen, also Flickern von Bettwäsche, Umnähen und Ausbessern unserer Kleidung etc..

Für die älteren Mädels im Heim gab es auf dem Gelände - in

einem gesonderten Haus - einen Raum, in dem sie für Geld bestimmte Nährarbeiten erledigten. Lediglich zur Mittagspause verließen sie diesen Raum und wurden für uns existent. Ansonsten sah oder spürte man sie kaum. Die „Großen“ genossen ein besonderes Privileg: sie durften täglich zwei Zigaretten rauchen. Schließlich waren sie schon achtzehn Jahre alt (Volljährig war man damals erst mit einundzwanzig Jahren). Der Hauswirtschaftsbereich bestand aus Küche, Wäscherei, Hausreinigung und einer Sonderabteilung, in der Buntstifte sortiert und verpackt wurden.

Alles in allem sollten hier Tätigkeiten ausgeführt werden, die die Autonomie des Heimes aufrecht erhalten sollten. Denn Geld war knapp und für die Heimbetreuung wurde ohnehin nur das Nötigste bewilligt.

Für mich war es Knast

In diesem Gefühl wurde ich gerade dann bestätigt, wenn abends zur Schlafenszeit die Zimmertüren von der Erzieherin abgeschlossen wurden. Ich war dann zwar mit den anderen drei Mädchen alleine, aber was nutzte es, wenn man nicht auf die Toilette gehen konnte oder ein Glas Milch wollte. Dinge, die heutzutage für jedes Heimkind das Normalste der Welt darstellen.

Intimsphäre gab es nicht

Um sechs Uhr morgens wurde geweckt. Das hieß, wir hörten erst den Schlüssel im Türschloss und dann ein lautes „Aufstehen“.

Die Betten wurden abgezogen - ein unbedingtes „Muss“- und dann ging es in den Waschraum. Komplett ausgezogen mussten wir uns vor den Augen der Erzieherin waschen, und zwar gründlichst mit kaltem Wasser. Ein peinliches Gefühl, denn kein pubertierendes Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren lässt sich gerne beim Waschen beobachten.

Intimsphäre gab es nicht. Warmes Wasser gab es einmal in der Woche, das war der „Dushtag“. Eine Wohltat, zumal im Winter. Auch dies immer unter dem Argusblick unserer Erzieherin und ohne Duschvorhang.

Und ich kann nicht einmal darüber schmunzeln

Danach war unser Zimmer dran: Betten machen, und zwar nach Vorschrift, mit an der Wand zusammengerollten Bettdecken. Auch die Art des „Rollens“ wurde vorgegeben und am Besten wäre es wohl gewesen, man hätte die Vorgabe übertriffen.

Das bedeutete aber nicht, dass dies ein Lob nach sich gezogen hätte, stattdessen war Nachttopfreinigen angesagt. Betten bauen und Nachttopfreinigen konnten durchaus zu einer langwierigen Angelegenheit werden. Denn geschah es nicht zur Zufriedenheit von Fräulein F., musste man wieder von vorne anfangen. Und zwar solange, bis ein „na geht doch“ zu hören war.

Heute denke ich manchmal, wie viel dabei wohl von der Tagesform einer Fräulein F. abhängig war, und ich kann nicht einmal darüber schmunzeln.

Wie Bethesda - St. Martin funktionierte

Nachdem die erste Hürde des Alltags gemeistert war, ging es endlich zum Frühstück, das aus Malzkaffee und trockenem Brot mit undefinierbarer Marmelade bestand. Gegessen und getrunken wurde aus Hartplastikgeschirr, einem Vorläufer des heutigen Melamin. Die Teller und Tassen hatten auch schon bessere Zeiten gesehen und waren verbraucht, reif für den Müll. Aber auch hier galt, wie bei unserer Kleidung, dass mindestens noch drei Generationen davon essen sollten. Daher war sorgfältiger Umgang damit von höchster Wichtigkeit.

Natürlich aßen die Erzieher von vergleichsweise „edlem Porzellan“, in separaten Räumlichkeiten, zu anderen Zeiten. So is(s)t man wenigstens unter Seinesgleichen. Mich widerte das an, denn so etwas kannte ich von zu Hause nicht. Und in meinem tiefsten Inneren wollte ich das auch nicht kennen.

Kurze Zeit später erwies sich mein Ekel darüber als Bumerang. Ich erlebte ganz konkret, wie Bethesda - St. Martin funktionierte und mit welchen Mitteln man versucht, jegliche Individualität aus einem Menschen herauszupressen. Dabei lernte ich, dass das Brechen eines Charakters durchaus methodisch vonstatten gehen kann.

Es begab sich folgendes: Angetrieben von meinem Ekel, fasste ich umgehend den Entschluss, in einem Brief an das Jugendamt, der zugeklebt abgeschickt werden durfte, (private Post wurde zensiert und durfte nicht zugeklebt versendet werden) über die Zustände und die Geschirrsituation zu schreiben. Irgendwer musste uns doch dabei unterstützen, und wer hätte das besser gekonnt als das Jugendamt. Dachte ich!!!

Ein Trugschluss, wie ich ein paar Tage später feststellte. Alle meine Beschwerden wurden der Heimleiterin Frau G. zugespielt, mit einem Vermerk bezüglich meiner Renitenz und Unverschämtheit.

Fortan hatte ich nichts mehr zu lachen und meine Essenszeiten wurden zu einer einzigen Qual. Man reduzierte mich nur noch auf mein Verhalten beim Gabelhalten oder Messerbenutzen. Ein Fehler - oder was man dafür hielt - reichte, um mich vor den Augen Aller vorzuführen und bloßzustellen. Dazu der Verweis auf meine „vermeintlich gute Erziehung“ ließ mich wie eine Idiotin dastehen. Mein Glück im Unglück war, das die Mädchen auf meiner Station darauf nichts gaben. Heute war **ich** die Idiotin und morgen war es eine Andere. Darauf gab niemand etwas, man kannte das Spiel.

Allerhöchste Disziplin, Konzentration und ... wortlos

Unser Arbeitsalltag oder wie man das nennen mag, war da schon anders. Er begann gegen sieben Uhr dreißig. Hier gab es nichts zu diskutieren. Hier wurde malocht und das mit allerhöchster Disziplin und Konzentration. Und wortlos. Das war ehernes Gesetz.

Wenn einer sprach, dann unsere Arbeitsanleiterin. Mich teilte man für die Schneiderei ein. Ich fing an beim Grundkurs, verschiedene Nähte und Stiche auf einem Übungsflecken. Akkurat, präzise, gerade und fehlerlos. Das war wichtig, denn genau das war es auch, was eine Benotung nach sich zog. Diese Note wiederum entschied über Besuche der Eltern und sonstige verschiedene Vergünstigungen.

Aber diese Beurteilungen hingen nicht nur von der Arbeitsleistung, sondern auch von der Willkür der Erzieherin ab. Man musste also ganz schön strampeln, um in einen eventuellen Vorteil zu kommen. Und dennoch gelang es nicht immer. Der

eigene Einfluss darauf war zu gering. Soll heißen: eine gerade Naht bedeutete nicht automatisch Gut.

Insofern waren das Wort „ja“ und ein bisschen Schleimen zwar hilfreich, aber verpönt wie die Pest. Dass das Sprechverbot bei uns Mädchen nicht wirkte, war eher eine Selbstverständlichkeit, denn schließlich riskierten wir eine schlechte Beurteilung.

Aber das war uns egal. Vielleicht war das eine Art von Rebellion. Aber in unserer Situation war es immerhin besser als gar nichts. Auch wenn wir uns damit ins eigene Fleisch schnitten. Was sich darin ausdrückte, das an Besuchertagen der Ausgang gestrichen war und man mit den Angehörigen den ganzen Tag rauchend und gelangweilt im Besucherraum zubringen musste.

Den Schmerz nicht zulassen

Mir war das eigentlich egal, denn ich genoss einfach nur den Besuch meines Vaters. Gab er mir doch ein bisschen das Gefühl von Normalität, und das war es, was mir fehlte.

Einmal kein „böses Mädchen“ zu sein, sondern einfach nur Tochter, die ihren Vater vermisste. Insofern hätten diese Treffen auch auf der Toilette stattfinden können. Schlimmer als die Alltagsrealität konnte das auch nicht sein.

Für mich bedeutete das in der Konsequenz, den Schmerz, den solche unerträglichen Strafen auslösten, zu verdrängen. Wegen all der Nichtigkeiten, die ich begangen hatte, konnte ich lediglich zweimal mit meinem Vater das Heimgelände verlassen. Die restliche Zeit meines Aufenthaltes verbrachte ich hinter den Mauern des Heimes. Irgendwie musste ich mich retten, den Schmerz nicht zulassen.

Eine gerade Naht bleibt nun mal gerade Naht

So stürzte ich mich in die Arbeit. Ich versuchte aus der Unabdingbarkeit ein für mich erträgliches Ergebnis herauszuholen.

Die Anforderungen waren letztlich nicht so hoch, als das man nicht damit klarkommen konnte. Auch wenn ein Weiterkommen von den Erzieherinnen abhing. Eine gerade Naht bleibt nun mal gerade Naht. Dieser Erkenntnis konnte

sich niemand verschließen.

Also kam ich nach drei Monaten in Schneiderei zwei und durfte Klamotten und Bettwäsche flicken. Irgendwann machte meine Art, sich in die Arbeit zu stürzen und nicht links und rechts zu schauen, bezahlt. Man erkannte mein „Talent“ und ließ mich gewähren.

Die Erzieherinnen fingen an, mir zu vertrauen, was nicht wirklich an meiner Person lag, sondern sich aus meinen Arbeitsergebnissen ergab. Wäre es nicht so gewesen, hätte ich wahrscheinlich, wie viele andere Mädchen auch, irgendwann putzen lernen müssen.

Das war eine Sanktion, die nicht schön war. Man wurde dazu vergattert, die Station, auf der wir mit den Erzieherinnen lebten, zu putzen. Wenn man nichts zustandebrachte, dann eben putzen. Und das in einer Perfektion, das jedes Krankenhaus vor Neid erblassen würde. Putzen war ein recht verbreitetes Instrument der Disziplinierung. Als wollte man das „Böse“ aus uns Mädchen herausfeudeln.

Es gab Mädchen, die während ihres Aufenthaltes im Heim nichts anderes taten als putzen. Und das nur, weil sie nicht so wollten oder konnten, wie es die Erzieherinnen gerne gehabt hätten. Mir blieb das zum Glück erspart.

Ein Marmeladenbrot - kleiner Ausdruck von Sympathie

Nachdem ich geraume Zeit Betttücher geflickt hatte, schickte man mich in die nächste „Lernstation“. Ich kam zu Schwester J.. Als Krankenschwester sorgte sie dafür, dass die kleinen Wehwechen im Heim versorgt wurden.

Das Sanitätszimmer war in der ersten Etage, in der sich auch unser Berufsschulraum und die Räumlichkeiten des Heimpersonals befanden.

Man darf nicht vergessen, dass die Erzieherinnen bei uns lebten und wohnten. Es gab für sie keine freie Zeit. Sie waren vierundzwanzig Stunden an dreißig Tagen im Monat mit uns zusammen. Ihre einzige Rückzugsmöglichkeit waren lediglich diese Räume, ansonsten war kein Platz für Privatsphäre. Hier durfte ich Dielen bohnen, das Sanitätszimmer aufräumen, und ansonsten war ich für die grundsätzliche Ordnung und

Sauberkeit der Etage zuständig.

Ein Gutes hatte das allerdings für mich. Ich verstand mich gut mit Schwester J., was diese zum Anlass nahm, mir täglich ein Marmeladenbrot aus der Küche zu bringen. Das war ein Highlight und so ungewöhnlich, dass es niemand wissen durfte. Es hätte richtigen Ärger gegeben, wenn eine Erzieherin oder eines der Mädchen davon erfahren hätte. Kaum vorstellbar: ein Marmeladenbrot als Geheimnis. Und ein kleiner Ausdruck von Sympathie.

Dieses Privileg genoss ich leider nur drei Monate. Und nicht genug damit, das ich auf mein Marmeladenbrot verzichten musste, auch gingen mir Informationen über Neuzugänge verloren. Schließlich hatte ich die Zeit genutzt, immer dann in irgend-welche Akten zu schauen, wenn Schwester J. den Raum verließ. So erfuhr ich, wer noch Jungfrau ist und wer keine mehr war. Mit dieser Information konnte ich zwar nicht wirklich etwas anfangen, aber immerhin konnte ich mir vorstellen, wie es den betroffenen Mädels in der näheren Zukunft gehen würde. Wer Jungfrau war, hatte gewonnen. Wer nicht, war nicht nur ein „böses Mädchen“, sondern weitaus schlimmer.

Das zumindest galt für die Erzieherinnen und den Rest des Personals, aber bei den Mädchen auf dem Pausenhof war es gerade umgekehrt. Die „Bösen“ galten als erfahren und wurden von den anderen gerne als Vorbild genommen, waren gerade sie es, die uns von den Realitäten außerhalb der Heimmauern erzählten.

Diese Realitäten waren allerdings andere, als die, die wir in der täglichen „Tagesschau“ zu hören bekamen. Diese Sendung gehörte zum Pflichtprogramm jeder Station und war eigentlich die einzige Informationsquelle, die wir hatten. Es gab keine Filme, Zeitung oder sonstiges, wo wir uns hätten informieren können. Zwar durften wir in der Mittagspause eine Stunde Radio hören, aber der Sender war vorgegeben. Außer Alltagsratschlägen und Schlagermusik brachte er nichts, was uns schlauer gemacht hätte.

Täglich zehn Stunden Arbeit

Überhaupt sah unser Freizeitprogramm ziemlich mau aus. Es gab genauso wenig Freizeit wie Privatleben.

Wir arbeiteten von Montag bis Samstagnachmittag vierzehn Uhr. Montag bis Freitag ca. zehn Stunden täglich. Samstagnachmittag und Sonntag war frei, abgesehen von dem Pflichtkirchgang. An dem kam niemand vorbei. Ansonsten war auch der Rest der Freizeit großzügig verplant. Samstags z.B. war der Tag, an dem wir unsere Haare waschen durften/mussten.

Immer zwei Mädchen wuschen sich gegenseitig den Kopf, allerdings nicht ohne vorher Wasser gekocht zu haben, und zwar nur so viel, wie dazu notwendig war. Es galt immer das Prinzip der Sparsamkeit und eigenartiger Weise galt dies in erster Linie für das Waschen. „Warmes Wasser ist Luxus“ gab man uns zu verstehen.

Ansonsten war der Samstag zur Vorbereitung auf die kommende Woche gedacht und bestand aus Kämme reinigen, Schuhe putzen, Kleider wechseln und sonstigem „sinnvollem“ Zeug. Der Sonntag war genauso verplant. Nach dem Kirchgang, der uns ein jedes Mal unsere „Schlechtigkeit“ vor Augen führte, gab es Mittagessen. Danach eine Zigarette für die rauchenden Mädchen und eine Stunde Mittagsruhe.

In dieser Stunde wurden die Zimmer nicht abgeschlossen (es war schließlich Sonntag). Dennoch mussten sich die Mädchen in ihr Zimmer zurückziehen. Gegenseitige Zimmerbesuche waren verboten.

Briefe nur zensiert

Am Nachmittag wurden die Wochenzensuren oder Beurteilungen bekannt gegeben. Das heißt, es wurde nicht darüber diskutiert wie heute, sondern es wurde über „gut“ oder „schlecht“ informiert.

Danach wurden Briefe geschrieben, aber nicht beliebig, sondern nur an die engsten Verwandten. Raum für Brieffreundschaften gab es nicht. Ich glaube auch nicht, dass sich irgendein/e Brieffreund/in über zensierte Briefe gefreut hätte, denn unsere Briefe wurden zensiert.

Insofern gab es auch keine Möglichkeit, über unsere Sorgen und Nöte zu schreiben, denn diese wurden rigoros aus unseren Briefen gestrichen. Wir hatten keine Sorgen zu haben, beschloss die Heimleitung, deshalb brauchten wir über so einen Unsinn auch nicht zu schreiben. Sollten wir dennoch irgendwelche „Problemchen“ haben, könnten wir ja ans

Jugendamt schreiben, und das völlig unzensiert.

Wohin das führt, hatte ich ja am eigenen Leib erfahren dürfen. Das mit der Zensur unserer Briefe funktionierte ganz gut, schließlich machte es sich die Heimleitung einfach. Man ließ uns die Briefmarken und das Briefpapier selbst bezahlen. Ein Teil unseres Taschengeldes (10 DM = 5 Euro pro Monat) ging für Briefpapier drauf, und wir durften nur auf Briefpapier schreiben. Normales Papier ging nicht. Vielleicht wollte man aber auch nur zeigen, wie toll die Pädagogik war, mit der uns Stil und Wohlverhalten „beigebracht“ wurde. Folglich überlegten wir es uns zweimal, wie wir etwas schrieben.

Denn niemand hatte Lust, sein ganzes Geld für Briefpapier zu verschwenden, nur weil es irgend jemandem nicht passte, was wir schrieben und uns gerne mal von vorne anfangen ließ. Das kostete nicht nur Briefpapier, das kostete auch unser Taschengeld. Aus heutiger Sicht wahrscheinlich ganz schön schlau. So vergingen die Sonntage und unsere Freizeit.

Zuviel Misstrauen und versteckte Isolation

Mit Freundschaften unter den Mädchen war es weitaus schwieriger. Es war nicht leicht, jemanden zu finden, mit dem man vertraulich verfuhr. Zuviel Misstrauen und versteckte Isolation waren ein Grund dafür. Unsere Erzieher ließen Nähe untereinander nicht zu. Sie sorgten schon dafür, dass eine der anderen nicht traute.

Wenn sich dennoch zwei zusammentaten, wurden sie von den Anderen misstrauisch beäugt. Ich fand auch eine Freundin, die ähnlich wie ich, nur über ihre familiäre Situation ins Heim kam und fast daran verzweifelte.

Sie suchte, genauso wie ich, nach ihrer Schuld für ihr Hiersein. Aber es gab ja keine. Dennoch wurde uns unsere „Unmöglichkeit und unser Böse sein“ unter die Nase gerieben.

D. - so hieß meine Freundin - und ich beschlossen irgendwann, diese Schuldzuweisungen zu ignorieren und begannen uns ein Stückchen Freiheit zu erträumen. Insbesondere dann, wenn wir über das Terrain des Heimes liefen. Was nicht selbstverständlich war, denn man wurde geschickt. Entweder zum Kartoffelholen oder sonstigen Aufträgen. Alleine und zum Zwecke des Wohlfühlens durfte niemand in den Hof oder den Garten.

Bei diesen wenigen „Ausflügen“ schmiedeten wir absurde Fluchtpläne wie z.B. wir springen in den Rhein, schwimmen Frachtkähne an und schippern versteckt nach Rotterdam. Und das, obwohl ich nicht schwimmen kann. Ich muss allerdings sagen, dass diese Momente einzig waren, denn sie waren privat, nur für uns und den Augenblick.

Realität war die Rückkehr in die Küche mit Eimern voller Kartoffeln. Hier holte uns alles wieder ein, was man in den kurzen Momenten des Alleinseins zu vergessen glaubte. Der Kartoffelkeller war unser magischer Ort. Hier blühte unsere Anarchie. Jede Kartoffel war ein Sandsack mit dem Gesicht einer Erzieherin. Es waren unzählig viele Kartoffeln, die nicht den Weg in den Kochtopf fanden, sondern mit aller Kraft geworfen an den Mauern zerschellten.

Die Böse und die Gute

Wenn wir dann fertig waren mit Kartoffelschälen und unseren „Wutausbrüchen“, und wir wieder, ungleich befreiter, in der Küche anlangten, wurden wir wechselweise von zwei Köchinnen empfangen, die verschiedener nicht sein konnten. Die Eine, Frau T., war die „Böse“. Sie hielt uns für Abschaum und hätte uns am liebsten nichts zu essen gegeben. So stark war ihre Verachtung uns gegenüber. Jeden Tag und jede Minute ließ sie uns das spüren, allerdings nicht ohne sich ihre Taschen mit Lebensmitteln des Heimes zu füllen. Auch von ihr sollten wir lernen, wie man kocht, putzt oder die Küche in Ordnung hält.

Kochen lernten wir von ihr nicht, dafür bestand sie un-nachgiebig auf Putzen, was natürlich ihren Ansprüchen nicht genügte. Sie war es auch, die jegliche „Verfehlung“ an die Erzieherinnen verriet. Die wiederum machten einen Vermerk in ihr „Betragensheftchen“, um uns zu gegebener Zeit zu sanktionieren.

Die Andere, Frau A. aus Aßmannshausen, war die „Gute“. Sie brachte uns all das bei, was man brauchte, um eine gute Hauswirtschaftlerin zu werden. Natürlich waren wir dafür zu jung, aber in Ermangelung sonstiger Bildungsaufgaben reduzierte man „Ausbildung“ auf das Minimum. Schussendlich profitierten wir davon, gab sie uns doch als Einzige einen Einblick in ihren Beruf.

Sie tat das gerne, denn sie liebte es, Köchin zu sein und dementsprechend behandelte sie uns. Es war eine Art Loyalität uns gegenüber, die wir begierig annahmen. Jeder drängte sich, in die Küche zu kommen, aber nur Wenigen wurde dieses Privileg zuteil. Bei ihr konnte man lernen, man wurde wie ein Mensch behandelt. Statt böser Worte gab es ab und an einen Becher Joghurt, den wir ansonsten nie bekamen. Sie hörte uns zu und befasste sich mit unseren Nöten. Immer wenn sie uns etwas zusteckte, warnte sie uns, damit wir nicht erwischt wurden.

Von ihr erfuhren wir auch Kleinigkeiten aus dem Alltag jenseits der Heimmauern. Ein Alltag, den wir nicht einmal vom Hörensagen kannten. Ich war gerne bei ihr und sog das Wenige, was sie uns bieten konnte gierig auf. Hier hatte ich das Gefühl zu irgendwas nütze zu sein, wenn schon die anderen Erzieherinnen das anders sahen.

Mein Kontakt zu ihr überdauerte die Zeit, die ich in Bethesda verbrachte. Wir schrieben uns noch viele Jahre. Heute glaube ich, dass der Aufenthalt in Boppard erträglicher gewesen wäre, wenn nur ein Drittel der Erzieherinnen ihr ähnlich gewesen wären.

Im Größenwahn kurzfristiger Freiheit - Weichkochen oder Reue

Eines Tages bekam ich, unter Tausenden von formellen „Wenn und Aber“, die Nachricht von der schweren Erkrankung meines Vaters. Sie war in den Worthülsen als Nebensache versteckt. Nicht damit ich mir keine Sorgen mache. Sondern mit dem Ausdruck, das dies ja nun wirklich nicht sooo wichtig sei. Dennoch bekam ich die Nachricht, verbunden mit der Aufforderung, mich um ihn zu kümmern. Er selbst hatte ja niemanden. Alles war mit dem Jugendamt geklärt.

Jetzt sollte ich zeigen, was ich von Frau A. gelernt hatte. Zunächst begriff ich nicht. Es war zu unwirklich.

Aber langsam setzte sich diese Nachricht in meinem Bewusstsein fest. Ich durfte zu meinem Vater, durfte weg von Bethesda, konnte raus in den Alltag der Normalen, würde wahrscheinlich selbst wieder normal werden.

Als ich begriff, hätte ich heulen können, aber die Tränen kamen nicht. Die hatte man mir aufs Gründlichste aus-

getrieben.

So blieb nur die kleine unbändige Freude, die ich nur für mich spürte. Ich fuhr, so schnell es eben ging, zu ihm und traf einen alten abgemagerten Mann, der ins Leere starrte und der erkennbar nur durch das Atmen am Leben gehalten war (heute würde man wahrscheinlich von „Burnoutsyndrom“ sprechen). Dennoch habe ich im Größenwahn meiner kurzfristigen Freiheit, innerlich schon Wege gesucht, um zu flüchten. Damit ich nur nicht wieder nach Boppard musste. Ich hatte eine Woche Zeit dafür. Nachdem ich ihn versorgt hatte, d.h. Haus geputzt, für mehrere Tage gekocht, die Heizung aktiviert hatte etc., bat ich ihn um Geld für Kleidung und fuhr nach Bonn.

Wahrscheinlich wusste ich da schon, dass eine Rückkehr für mich nicht in Betracht kam. Ich tauchte ab, und mein Vater rief vor lauter Sorge die Polizei. Was hätte er sonst tun können? Nach drei Tagen griff man mich auf und brachte mich zurück nach Bethesda. Wahrlich kein Triumph, war ich nun noch unverbesserlicher als vorher, wie mir Frau G. zur Begrüßung eröffnete. Diese ging Hand in Hand mit der dazugehörigen Sanktion. Die darin bestand, mich sofort auf Station zu bringen und in ein Zimmer einzusperren. Dies geschah ohne Worte und es bedurfte ihrer auch nicht, denn ein Blick in das Gesicht von Fräulein F. genügte.

Hinter mir schloss sich die Tür und ging für die nächsten drei Tage auch nicht auf. Weichkochen oder Reue. Das war es, was man erwartete und darüber gab es nichts zu reden. Ich hatte nichts anderes erwartet und hielt mich an der etwas romantisch verklärten Erinnerung meiner Flucht fest. Und freute mich auf die Gesichter meiner „Mitinsassinnen“, die natürlich jedes Detail meiner drei Tage in Freiheit erfahren wollten.

Bethesda hat mich nicht gebrochen

Aus heutiger Sicht hat sich meine Flucht als Glücksfall erwiesen. Nachdem ich aus meinem „Gefängnis“ entlassen wurde, versuchte man mich durch Nichtbeachtung erneut zu integrieren, was aber scheinbar nicht gelang.

Man ließ mich an nichts mehr teilhaben und manchmal sehe ich Fräulein F. vor mir, wie sie bei meinem Anblick den Kopf schüttelt. Als wollte sie sagen: „Mädchen, Mädchen, was soll

nur aus dir werden“.

Ich war allerdings mittlerweile so wichtig geworden, dass Heimleitung, Jugendamt und eine Psychologin darüber berieten, wie mit mir zu verfahren sei.

Die Heimpсихologin - von der wir gar nicht wussten, dass es sie gab - hatte gerade gekündigt. Sie trat in Wiesbaden eine Stelle in einer therapeutischen Einrichtung an. Mir bot sie an, mich in dieser Einrichtung unterzubringen und zu therapieren. Dies sei schließlich der einzige Weg, mich wieder auf die Spur zu bringen. Blöd war halt nur, dass ich gar nicht wusste, dass ich die Spur verlassen haben sollte.

So verließ ich Bethesda-St. Martin, um in eine neue sozialpädagogische Welt einzutauchen, die aus mir das machen sollte, was ich scheinbar zu sein hatte. Ein beschädigtes, von dieser Welt verlassenes kleines Mädchen. Bethesda hat mich nicht gebrochen, dennoch hat es vieles in mir zerbrechen lassen, wie ich erst sehr viel später merkte. Noch überwog die Freude, wieder frei zu sein. Aber es war auch eine fragwürdige Freiheit, die ich weder erlernt noch erarbeitet habe. Es war, als hätte man mich ins kalte Wasser geworfen. Friss oder stirb. Und sieh zu, wie du damit zurechtkommst. Ich kam nicht wirklich damit zurecht, wie meine Zukunft zeigen sollte. Bis dahin lebte ich im Vorgestern und hätte bis Gestern das Heute zu begreifen gehabt, was gnadenlos zu viel verlangt war.

Die alten Zöpfe sollten eben alt bleiben

Im Radio forderten die Rolling Stones den „street fighting man“, währenddessen innerhalb der Heimmauern Gehorsam von gestern trainiert wurde. Es war eine zerrissene Zeit in einem zerrissenen Land. Niemand war sich seiner Sache mehr sicher. Die einen wollten alles Neu und die anderen wollten alles Alte bewahren, wollten nicht loslassen. Wahrscheinlich auch aus Angst vor Veränderung. Draußen forderte eine neue Pädagogik den Einzug in die Realität. Und in den Institutionen begann man sich die Frage zu stellen, warum ein Leutnantspatent plötzlich nicht mehr Garant für eine „artgerechte“ Kindererziehung sein sollte.

Die alten Zöpfe sollten eben alt bleiben. Wir Betroffenen spielten in diesen Überlegungen gar keine Rolle mehr. Heute kann ich mit diesen Reflexionen vieles entschuldigen, aber

nichts verzeihen und das möge man mir verzeihen.

Weder gut noch böse

So wie mir erging es allen Mädchen, mit denen ich in Bethesda war. Es ging dabei weder um „gut oder böse sein“. Wir waren wahrscheinlich zu früh geboren und standen unseren Eltern, mit ihrem persönlichen „Neuanfang“ überfordert, im Weg. Die Pädagogik war indes noch nicht so weit, als das sie unseren Bedürfnissen gerecht werden konnte.

In der Familienpolitik spielten Kinder wie wir keine Rolle. Das hatte zur Folge, das ein Teil der deutschen Zukunft schlicht und ergreifend vernichtet wurde.

Mich hat Bethesda nicht zerstört. Aber wenn ich an andere denke, möchte ich mir nicht wirklich vorstellen, wie sie daran zerbrochen sind und später im „realen“ Leben untergingen. Das macht mich heute noch traurig.